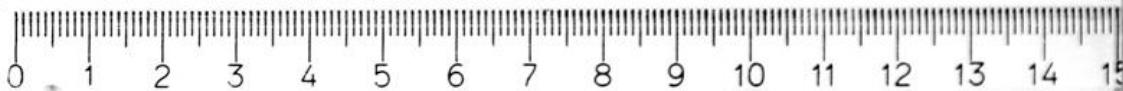


Aufnahmefaktor

17

Müller



572



MADE IN GERMANY

Der Tag des Herrn



Westfälisches Sonntagsblatt für evangelische Christen

Nr. 39.

Soest, den 30. September 1934.

83. Jahrgang

Inhalt: Betrachtung: Erkenntnis zum Erntedankfest. Nachrichten aus der Evangelischen Kirche. Wie Ull, der Knecht, glücklich wird. (Fortf.). Zum Erntedankfest. Erntezeit, fröhliche Zeit. Die evangelischen Saarländer im Kampf um Glauben und Heimat. Aus unseren Gemeinden. Aus Kirche, Schule und Leben. Aus Welt und Zeit. Gottesdienste.

18. Sonntag nach Trinitatis

Erkenntnis zum Erntedankfest

Unser täglich Brot gib uns heute

Matth. 6, 11.

Gott gibt täglich Brot auch wohl ohne unsere Bitte allen bösen Menschen; aber wir bitten in diesem Gebet, daß Er's uns erkennen lasse und mit Danksagung empfangen unser täglich Brot.

Erntedankfest wollen wir feiern. Wie fangen wir das an? Es fordert uns zum Danken und Opfern auf. Da ist für viele schon gleich die Feierstimmung vorbei. Aber auch dort, wo man die Freude des Dankens und Opfern kennt, fällt mancher bittere Tropfen in den Festbecher. Vor allem die eine Frage will uns nicht zur Ruhe kommen lassen: „Was tut nun Gott mit den Undankbaren?“ Wenn wir die Erklärung Luthers lesen: Gott gibt täglich Brot auch wohl ohne unsere Bitte allen bösen Menschen, dann dreht sich etwas in unserem Herzen um, dann ist ein reges frohes Dankesgefühl in uns plötzlich zu Stein geworden, dann sind wir empört, daß der Reiche, der zu seinem Reichtum noch soviel hinzugerntet hat, nun doch wieder sein Herz verschließt, während Gott den Armen willig macht, die Not der Brüder zu tragen. Und dieses Verhalten Gottes dokumentiert der Herr Jesus in der Bergpredigt: Gott läßt Seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Ist das Gerechtigkeit? — Es ist verborgene Gerechtigkeit. Sie wird, wie Luther sagt, offenbar, wenn wir Erkenntnis bekommen und unser täglich Brot mit Danksagung empfangen.

Da war der reiche Kornbauer (Luk. 12!); das Feld hatte wohl getragen. Er war der nüchternste und klügste Rechner, der Realpolitiker mit erstaunlichem Weitblick. Er wußte, daß magere Zeiten kommen mußten, und darum: nur jetzt nicht verkaufen. Der Hunger treibt die Preise. — Und was hat ihm sein kluges Handeln genützt? Gott nennt ihn einen Narren, weil er Gottes Güte, die letzte Gelegenheit für ihn, das Seelenheil zu ergreifen, nicht erkannte. Hätte er wenig geerntet, vielleicht hätte er dann das tägliche Brot als Gabe Gottes erkannt und Dank geopfert.

Da waren die neun Ausfähigen. Die Wohlthat Jesu gereicht ihnen zum Verderben; denn sie erkannten Ihn nicht und gingen in die Welt.

Da bist du selbst. Weißt du noch, was dir in Kriegs- und Notzeiten das tägliche Brot war? Wie hast du damals bitten, danken und opfern können, ganz anders als heute! Warum eigentlich? Weil du es erkanntest als Gabe Gottes an dich. — Sobald das Wort Gottes erklingt, fühlen wir unsere Abhängigkeit und Verpflichtung, erkennen wir, daß es nicht von unserer Arbeit abhängt, sondern von Gottes Segen allein. Und das ist gut für uns.

„Wie?“ sagst du, wer sich Mühe gibt, der hat auch zu essen. Aber wenn du nun krank wirst? wenn Unwetter deine Früchte vernichten? wenn unvorhergesehene Schicksalsschläge dich treffen? — Du sagst: „Mein Haus und Hof, mein Geschäft und Unternehmen steht fest gegründet. Es kann schon einmal einen Stoß aushalten. Ich werde meinen Kindern ein schönes Erbteil hinterlassen.“ — Ja, weißt du denn, was deine Kinder oder Enkelkinder daraus machen werden? Vielleicht streuen sie es in alle Winde. Das wird umso wahrscheinlicher sein, wenn sie keinen festen inneren Halt haben. Wer sein Gut aus Gottes Hand hinnimmt, der spürt eine heilige Verantwortung für das ihm Anvertraute. Darum wäre es schon deinen Kindern gegenüber angebracht, daß du es ernst nimmst mit dem täglichen Brot im Erkennen, Danken und Opfern.

Gerade an der vierten Bitte wird offenbar, ob jemand fromm ist oder nicht. Du sagst: „Ich glaube“. Wenn du glaubtest, würdest du wissen: es liegt nicht an meinem Schaffen, sondern an Gottes Segen. Was Er segnen will, das bleibt gesegnet, und was Er verfluchen will: das ist verflucht. Er kann uns das Gespendete hundertfältig wiedergeben und das Zurückbehaltene tausendfältig wegnehmen.

Geht es nun durchs Herz, ob wir das tägliche Brot auch erkannt haben? Da war Simon Petrus. Der reiche Fischzug wurde von ihm erkannt. Er wurde durch Gottes Güte zur Buße und zur Gnade geleitet, als er sprach: „Herr, gehe von mir hinaus; denn ich bin ein sündiger Mensch.“

So wird die verborgene Gerechtigkeit Gottes offenbare Gerechtigkeit. Es ist immer dieselbe Güte, die ausnahmslos allen Menschen dargereicht wird; aber einen reichen Kornbauern stellt sie in den Todesschatten und einen Simon Petrus in das Lebenslicht. Es liegt nicht an Gottes Gerechtigkeit, sondern an unserer Bereitwilligkeit, ob wir es erkennen wollen. Amen!

W. S.

Soest
Stadtarchiv

Film-Nr. 113/1987

Bestandsbezeichnung Der Tag des Herrn

Bestandssignatur A 3

00066

306

Nachrichten aus der Evangelischen Kirche

Um den Bestand der evangelischen Kirche.

In den Kreisen der Bekenntnisgemeinschaft der deutschen evangelischen Kirche wird die Äußerung des Rechtswalters der D.E.K., Jäger, vom 8. September in Stuttgart über das Ziel einer „überkonfessionellen Nationalkirche“ dahin verstanden, daß der Kampf in der „Deutschen Evangelischen Kirche“ nunmehr deutlich als Kampf um den Bestand der evangelischen Kirche und des reformatorischen Bekenntnisses überhaupt offenbar geworden sei. In einer vom Gesamtbruderrat der Bekenntnisgemeinschaft der deutschen evangelischen Kirche beschlossenen Erklärung heißt es, das aufgestellte Ziel bedeute faktisch die Preisgabe des Glaubens und der Kirche der Reformation. Es könne daher jetzt kein Zweifel mehr bestehen, daß es sich auch bei den bisherigen Maßnahmen der Reichskirchenregierung nicht nur um organisatorische Ziele handele, sondern um die grundlegende Geltung des reformatorisch verstandenen Evangeliums selbst. Der Reichsbischof mit dem Rechtswalter der D.E.K. und ihre Gefolgschaft hätten sich damit von sich aus von der Kirche der Reformation geschieden. Die christliche Gemeinde müsse das sehen und dementsprechend verfahren. Die bekennnistreuen Pfarrer, Ältesten und Gemeindeglieder werden aufgefordert, weiterhin alle Kraft an die Sammlung der bekennenden Gemeinde zu setzen, damit unserem Volke die Kirche des Evangeliums erhalten bleibe. Nur diese Kirche, gegründet auf Gottes Wort nach den Bekenntnissen der Reformation, vertreten in der Bekenntnissynode und ihrem Bruderrat, sei die rechtmäßige evangelische Kirche.

Was hat der Reichsbischof gesagt?

Die Rede des Reichsbischofs in Hannover, am 18. September, hat wegen einiger Sätze zu verschiedenen Kommentaren Anlaß gegeben. Der erste durch das Deutsche Nachrichten-Büro an die Presse gegebene Bericht verzeichnete folgende Schlusssätze:

„Was wir wollen ist eine romfreie deutsche Kirche. Das Ziel, für das wir kämpfen, ist: Ein Staat, ein Volk, eine Kirche“.

Ihm folgte eine neue geänderte Fassung, mit folgendem Wortlaut:

„Was wir wollen, ist eine freie, deutsche Kirche!“

Darauf las man in der Presse folgende Erklärung des Reichsbischofs:

„Berlin, 20. September. Der Reichsbischof Müller veröffentlicht folgende Erklärung: In einigen Zeitungen wird behauptet, ich hätte bei meinen Ausführungen in Hannover dem Katholizismus den Kampf angesagt. Eine derartige Ausführung steht im Gegensatz sowohl zu dem Wortlaut meiner Ausführungen als auch zu meinem eigenen Willen. Ich habe lediglich erklärt, Luther habe die Absicht gehabt, eine romfreie Kirche zu schaffen. Wir wollen in Deutschland nicht etwa einen Kampf gegen die katholische Kirche. Im Gegenteil stehe ich auf dem Standpunkt, daß die beiden großen christlichen Kirchen nicht gegeneinander zu arbeiten haben, sondern eine gemeinsame Aufgabe haben, nämlich zur Erziehung des deutschen Menschen alle religiösen und ethischen Werte unserer Konfessionen ganz und gar einzusetzen.“

Eine letzte Meldung des „Hannov. Kuriers“ Nr. 440 vom 21. September 34 sagt nun, der Wortlaut des umstrittenen Satzes habe gelautet:

„Was wir wollen ist eine romfreie deutsche evangelische Kirche“.

Da in der ersten Meldung das Wort „evangelisch“ ausgefallen sei, werde auf diese Feststellung Wert gelegt. —

Da die deutsche evangelische Kirche stets romfrei war, ist auch dieser Satz nicht ganz verständlich. Was der Reichsbischof in Hannover gesagt hat, ist nunmehr so oft dementiert, daß das Bild des tatsächlichen Vorganges völlig verwirrt wird.

Die diesjährige Reichstagung der „Deutschen Christen“ fand am 22. und 23. September in üblicher Weise

in Berlin statt. Hierüber ist in den Tageszeitungen eingehend berichtet worden. Aus dem ganzen Reiche hatten sich nach diesen Berichten in den Massenversammlungen etwa 25 000 Anhänger in Berlin zusammengefunden. Hauptredner waren die Führer der Deutschen Christen, Dr. Kinder und der Reichsbischof Müller.

Der Reichsminister des Innern Dr. Frick hatte folgendes Geleitwort geschrieben:

„Die derzeitigen Spannungen in der Deutschen Evangelischen Kirche erfüllen mich mit ernster Sorge. Ich begrüße deshalb jeden Anlaß, der die Möglichkeit bietet, die Befriedung der Lage in der Deutschen Evangelischen Kirche zu fördern. Nach Abschluß der organisatorischen Neuordnung werden alle Kräfte eingesetzt werden müssen, um zu einer Verinnerlichung des religiösen Lebens zu gelangen. Nur auf diesem Wege kann ein für Volk und Staat in gleicher Weise gedeihlicher Aufbau der evangelischen Kirche vollzogen werden, bei dem alle kirchenpolitischen Bestrebungen einzelner Richtungen unterbleiben müssen, wenn es zur Gestaltung einer Kirche in des Wortes tiefster Bedeutung kommen soll.“

In der bestimmten Erwartung, daß sich die Arbeit auf der Reichstagung der Deutschen Christen in besonderem Maße diesem Ziele zuwenden und zu greifbaren Ergebnissen führen wird, wünsche ich der Veranstaltung vollen Erfolg.“

Der am Sonntag, 23. September, vollzogenen Einführung des Reichsbischofs im Dom in Berlin war ein Festakt im Preußenhaus vorausgegangen. Aus den ausführlichen Berichten der Tageszeitungen heben wir das von dem Reichsbischof im Dom vor dem Altar abgelegte Gelübde hervor:

„Ich gelobe in Gegenwart des Allmächtigen, im Namen des Herrn Jesus Christus, im Angesicht dieser Gemeinde: Ich bin Willens, das Amt eines lutherischen Reichsbischofs der Deutschen Evangelischen Kirche, dem heiligen Evangelium gemäß zu führen, wie Martin Luther es uns gedeutet hat, zur Ehre Gottes, zum Heil seiner Kirche, zum Wohle des Volkes. Gott helfe mir“.

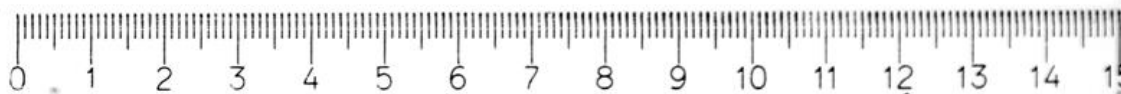
Der Kampf in der Kirche.

Erste Lage in Württemberg, Bayern und Hannover.

Die durch den Reichsbischof eingesetzte deutschchristliche Kirchenleitung in Stuttgart bemüht sich mit aller Kraft, ihre Position gegenüber dem, wie sich täglich mehr zeigt, in allen Volkskreisen hochangesehenen und beliebten Landesbischof D. Wurm zu stärken. In Rundfunkansprachen und Presseartikeln wird die Berechtigung der Maßnahmen des Reichsbischofs nachzuweisen versucht. Dem Landesbischof D. Wurm und den zu ihm stehenden kirchlichen Kreisen Württembergs ist dagegen die Benutzung sowohl des Rundfunks als auch der Presse zur Aufklärung des Volkes in Stuttgart untersagt. Trotzdem hat ein Sturm von Unterschriften zu der Treuerklärung für D. Wurm eingesetzt. Obwohl die Listen in vielen Bezirken ganz verboten oder beschlagnahmt wurden, waren doch nach wenigen Tagen schon 80 000 Unterschriften eingegangen. Das dürften, nach einer besonderen Meldung, etwa zehnmal soviel sein wie die Deutschen Christen in ganz Württemberg Mitglieder haben. Landesbischof D. Wurm, dem öffentliches Auftreten untersagt ist, hat die Führung der Württemberger Kirche in der Hand. Der Versuch der Vereidigung der Württemberger Kirchenbeamten durch deutschchristliche Kommissare ist bis auf verschwindende Ausnahmen gescheitert.

In Bayern fanden weiterhin große Kundgebungen für Landesbischof D. Meiser statt. Im Verlauf einer Versammlungswelle in Nürnberg kam es zu lebhafter Huldigung für Meiser. Als der Landesbischof am 12. September die Egidienkirche verließ, war der Andrang des Volkes so groß, daß die Polizei kaum das Auto freimachen konnte. Sprechchöre riefen: „Wir halten fest an Meiser“. Die „Fränkische Tageszeitung“ andererseits fordert angesichts des Widerstandes des Landesbischofs gegen die Maßnahmen der Reichskirchenregierung Bestrafung des „Rebellen“ Meiser. —

In Hannover fand eine große Kundgebung für Landesbischof D. Marahrens am 20. September in der überfüllten Stadthalle und gleichzeitig im Lusthause statt. Die



572



MADE IN GERMANY

Rede des Landesbischofs wurde durch Lautsprecher übertragen. Außer ihm sprach Reichsgerichtsrat Flor-Leipzig. Die Ausführungen der Redner über die Gründe des Widerstandes gegen den Reichsbischof wurden immer wieder von starkem Beifall unterbrochen.

Die gesamte Bekenntnisgemeinschaft der deutschen evangelischen Kirche nimmt an dem Kampf der drei lutherischen Landeskirchen innersten Anteil. Unter schärfstem Protest gegen die politische Verdächtigung vonseiten der „deutschchristlichen“ Gegner, wird betont, daß der Kampf völlig überflüssig sei, wenn er nicht durch das rechts- und bekenntniswidrige Handeln der D.C. geradezu erzwungen würde. Da das geschehen sei und fortwährend geschehe, müsse und werde der rein kirchliche Kampf durchgeführt werden. Man weist dabei immer wieder darauf hin, daß die Behauptung, die Bekenntnisfront sei Gegner einer einigen deutschen evangelischen Kirche, eine Verdunklung der Tatsachen sei. Der Widerstand richtet sich gegen den Kurs in der Reichskirchenleitung, der das Bekenntnis Martin Luthers und ein entsprechendes Handeln verleugne.

Auszug aus einem Rundschreiben der Deutschen Christen, Gau Halle-Merseburg, vom 23. Juli 1934. „Es ist mir berichtet worden, daß während einer vor kurzem stattgefundenen Amtswaltertagung eines Untergaues auch über Pp. Rosenbergs „Mythos des 20. Jahrhunderts“ gesprochen wurde. Die Erfahrung lehrt, daß solche Ausprüche nur zu leicht erneut zu Dogmenstreitigkeiten führen. Es geziemt einem Nationalsozialisten nicht, an einem Werke wie dem Rosenbergs, Kritik zu üben, zumal, wenn er nichts Gleichwertiges dagegenzusetzen vermag. An nationalsozialistischen Führern und ihren Werken üben wir grundsätzlich keine Kritik, das wollen wir den kleinen Geistern des Notbundes überlassen. Wem das nicht paßt, der mag die Folgerungen ziehen und unsere Reihen verlassen, denn er ist alles andere, nur kein Nationalsozialist. Es ist schon schlimm genug, daß die Besprechungen des Werkes in den Pfarrerkonferenzen fast immer in eine abfällige Kritik ausarten, und daß Pfarrer, die das Parteiabzeichen tragen, das nicht zu verhindern wissen. Ich erwarte, daß das in Zukunft geschieht und daß alle, welche weiterhin gehässige Kritik üben, mir gemeldet werden, sie haben in der Partei und in der Bewegung Deutsche Christen nichts zu suchen. Pp. Rosenbergs Werk darf nur in den Schulungsabenden behandelt werden. Der Gauschulungsobmann ist hier dafür verantwortlich, daß die Besprechung in einwandfreier Weise geschieht. — Die Besprechung des Werkes oder Debatten darüber in Amtswaltertagungen werden hiermit ein für allemal untersagt, es sei denn, daß der Gauschulungsobmann selbst im Rahmen der Tagung darüber spricht.“

gez.: Bon, Gaubmann.“

Vorgänge in der Bewegung der Deutschen Christen. Am 13. September erklärte die Zehlendorfer Ortsgruppe der Bewegung Deutsche Christen mit ihrem Führer und dem zu ihr gehörenden Pastor Heyden ihren Austritt aus der Bewegung Deutsche Christen. Dieser Austritt erfolgte in einer öffentlichen Ortsgruppenversammlung, in der nach den Berichten der Berliner Zeitungen eine sehr harte Kritik an der Reichskirchenleitung und der Reichsleitung der Deutschen Christen geübt wurde.

Aus Pommern erhielten wir die Mitteilung, daß der dortige Landesleiter der Bewegung Deutsche Christen von Dr. Kinder beurlaubt wurde. Auf einer Versammlung deutschchristlicher Vertreter in Stettin kam es zu starken Auseinandersetzungen. Eine Klärung wurde nicht herbeigeführt, da Dr. Kinder sich eine Bedenkzeit von 14 Tagen ausbat.

Auch in Ostpreußen und in der Provinz Sachsen sind unter den Deutschen Christen Bedenken gegen den Kurs ihrer Leitung entstanden.

In Ostpreußen wurde der dortige Geschäftsführer Kinder, der vor einiger Zeit noch stellvertretendes Mitglied der Nationalsynode war, seines Amtes als Geschäftsführer sowie seiner

kirchlichen Aemter als Mitglied der Provinzialsynode und Vorsitzender des Gesamtverbandes der Kirchengemeinden in Königsberg enthoben.

In Sachsen zeigt es der Bericht über die Amtswaltertagung des Gaues Halle-Merseburg am 26. Juni 1934, auf dem Dr. Kinder eine Reihe von ernststen Fragen gestellt wurden. Dr. Kinder hat nach diesem Bericht gesagt, „er sei der festen Zuversicht, daß sich die um Hauer den Zielen der Deutschen Christen zuneigen würden“. Dieser Bericht erschien in „Unsere Sendung“, Mitteilungsblatt der Deutschen Christen in der Provinz Sachsen und in Anhalt (1934, Nr. 4/5).

(Nachdruck verboten).

Wie Uli, der Knecht, glücklich wird

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen war Waffenstillstand, keine der streitenden Parteien ließ sich mit der andern ein. Elisi packte aus und verkehrte dabei viel mit den Mägden. Nachdem es ihnen alles gespielt, was es heimgebracht, verfiel es in seine verblühte Redeweise und gab zu verstehen, daß sie bald noch etwas viel Köstlicheres, Schöneres zu sehen kriegten, das es im Gurnigel sich erworben. Es redete mit ihnen so verblüht, daß sie die Wahrheit blinzigen (mit geschlossenen Augen) greifen konnten, und in einigen Stunden wußte es das ganze Hauspersonal, daß Elisi hätte einen, einen Reichen und Bornehmen, und von Uli wollte es nichts mehr wissen.

Dieser hatte arglos seine Arbeit gemacht, den Nachmittag in der Schmiede zugebracht, wo er Pferde beschlagen ließ. Abends heimkommend, sah er allerlei Gesichter, hörte hier muckeln, dort muckeln, und wenn er dazukam, so schwieg man, ging auseinander. Allerlei Blicken begegnete er, spöttischen, mitleidigen usw. Es dünkte ihn, die Mutter und Breneli seien nie so freundlich gegen ihn gewesen; hingegen tat Elisi, als sehe es ihn nicht, und wich ihm absichtlich aus. Er wußte nicht, was das zu bedeuten hatte; erst am Abend, als er zu Bett ging, fragte er den Buben, der in seinem Stübchen schlief, und der sehr an ihm hing, weil er ihn menschlich behandelte, was es gegeben habe hier; es mache alles so wunderliche Gesichter. Er dürfe es ihm fast nicht sagen, sagte der Bube; er wisse übrigens auch nicht, ob es wahr sei, es heiße, daß Elisi hätte einen, und der werde die nächsten Tage kommen, ein gar grusam Reicher und Schöner, und von Uli wollte es nichts mehr wissen. Etwas müsse sein, der Meister mache ein ganz böses Gesicht und habe den ganzen Tag der Meisterfrau kein Wort gesagt, auch hätten sie gestern im Bett lange stark miteinander geredet.

Das traf Uli hart; er konnte es fast nicht glauben; so schlecht könnte das Elisi nicht sein, dachte er; habe es ihm nicht das gesagt, jenes verheißen, und sei es es nicht gewesen, das ihn gesucht, ihn gewollt? dann aber fielen ihm dessen Zögerungen auf, dessen Hinhalten, dessen gegenwärtig Betragen. Ob das wohl der Lohn seiner Redlichkeit, seiner Arbeitsamkeit sein solle, dachte er. Mehrere tausend Pfund habe er dem Meister genügt und zum Dank jetzt endlich Spott und Hohn. Alle Leute hätten von der Sache geredet; wenn es jetzt anders komme, so lächerte es alle, und er dürfe sich nirgends mehr zeigen. Was sollte dann aus ihm werden? Alle seine Träume fielen stückweise auseinander während der langen Nacht. „So“, dachte er, „darf man mir mitspielen, weil ich nur ein Knecht bin, immer und ewig nur Knecht. Es ist, als ob ein Fluch auf dem Worte läge, und ein Lämmel ist, wer etwas anderes will und versucht, sich aufzuschwingen.“

Am Morgen konnte er lange das Elisi nicht habhaft werden, obgleich er, während alle andern aufs Feld gingen, zu Hause blieb, grasete, dängete usw. Endlich sah er es im Garten, auffallend gepußt, sich dort schöne Blumen auskuchend. Er zauderte nicht lange und stund vor Elisi, ehe dasselbe sich dessen verschah. „Warum fliehst du mich immer?“ fragte er, „was soll das bedeuten?“ „So, nüt“, sagte Elisi. „Aber warum bist du so gegen mich und gibst mir kein freundliches Wort?“ „Hab ich denn nicht mehr das Recht, zu sein, wie ich will? Und wenn ich so sein will, so geht es dich nichts an.“ „So, ist das so gemeint?“ fragte Uli. „Dann wird es wohl wahr sein, daß du einen andern hast?“ „Und wenn ich einen

hätte, was ginge es dich an? Ich bekümmere mich ja auch nicht darum, was du seither mit Breneli gemacht hast." „Das dürfen alle Leute wissen", sagte Uli. „Aber ich möchte wissen, ob du ein so schlechtes Mönch feiest, einen andern zu nehmen, während du mir versprochen hast." „Herr Jes, Herr Jes, jetzt sag mir noch der Unflat „Mönch", heulte ds Elisi. „Du Knecht, du, willst du mich jetzt rühmig lassen, oder ich rufe Vater und Mutter." „Ruf, wem du willst!" sagte Uli; „aber die schlechteste Person bist du, welche die Erde trägt, nicht wert, daß dich die Sonne anscheint, wenn es wahr ist, was die Leute sagen. Aber gell, Elisi, es ist nicht wahr?" „Warum sollte es nicht sein?" sagte Elisi. „Wenn ich einen Reichen und Vornehmern haben kann, warum sollte ich dann dich nehmen? Das wäre ja dumm. Aber tue nicht so wüß, ich will dir dann z'best reden und Meiner muß dich in seine Handlig nehmen, da kannst du ungewerbet reich werden." Wie Elisi dieses sagte, fuhr eine schöne Chaise vors Haus, ein gepugter Herr darin. Wie Elisi ihn erblickte, schrie sie: „Da ist er, da ist er!" und lief auf ihn zu. Die Mutter stand unter der Türe und wuschte sich verlegen die Hände am Fürtuch ab. Joggeli ließ sich nicht sehen, und Uli stand im Garten wie Luths Weib.

Es ging geraume Zeit, ehe er wußte, was er machte, und was er machen wollte. Fast bewußtlos hatte er gesehen, wie ds Elisi den Menschen empfing und ins Stöckli führte. Dann ballte er die Fäuste und sagte: „Dem Donner will ich es recht sagen, der muß wissen, was für eine er hat, und dann will ich fort, keine Stunde bleibe ich länger da." Wie er so in einem Satz vom Garten auf die Terasse springen will, wird er festgehalten am Hemdeärmel, daß er fast in zwei Stücke zerriß. Zornig aufziehend, dem unerwarteten Halter eins zu versetzen, sah er Breneli neben sich unerwartet stehn und ihn festhalten. Er schlug nun nicht, aber schnellte ein zorniges: „La mi gah!" „Nein, ich lasse dich nicht gehen", sagte Breneli; „lueg mich nur an, wie du willst, aber gehn sollst du mir nicht. Du daurest mich, Uli, es macht dirs wüß, aber eben deswegen muß du jetzt der Witzigere sein. Bleib da und tue dergleichen, als gehe dich alles nichts an; das macht es am täubsten. Lust du wüß, so lachen sie dich aus, und das täte ich ihnen an deinem Platz nicht zu Gefallen." Uli wollte lange dieses nicht begreifen und klagte bitter, wie wüß Elisi ihm gemacht. „Sei du froh!" sagte Breneli, „ich habe nichts sagen mögen; aber danke Gott auf den Knieen, daß es so gegangen ist! Wenn du Elisi kenntest wie ich, so nähmtest du es nicht, und wenn die ganze Welt sein wäre." „Das mag jetzt sein, wie es will", sagte Uli, „so will ich hier fort auf der Stelle; meinethalb kann der neue Tochtermann ihnen den Hof arbeiten." „Das wäre noch dümmen", sagte Breneli, „dann erst würden die Leute zentum lachen und brüllen, wie es dir ergangen. Die einen würden sagen, sie hätten dich fortgejagt, die andern, du feiest zum Narren gehalten worden, du hättest dir eingebildet, du feiest schon Glunggenbauer, und machten dir Gäheli. Stelle dich, als gehe dich alles nichts an, als lächere dich die Sache noch, so werden die Leute nicht wüß, woran sie sind, dich nicht nur in Ruhe lassen, sondern noch sagen: „Da sieht man jetzt, Uli ist nicht so dumm, wie man geglaubt hat, er hat sie zum Narren gehalten und nicht sie ihn." „Du bist eine Volders Heg", sagte Uli, „aber der Teufel soll mich nehmen, wenn ich länger da Knecht bleibe" — „als du gedinget hast!" setzte Breneli hinzu. „Zu Wihnacht kannst du meinethalb gehen, vielleicht gehe ich auch. Aber jetzt gehe nicht! Tue es mir und der Mutter nicht zuleid. Was macht doch das dem Elisi, wenn du gehst? Im Gegenteil, es ist ihm noch das Rechte. Die ganze Bürde fällt auf die Baxe und mich; der Vetter nimmt sich ja der Sache nur an, um zu branzen. Was vermögen wir uns beide, daß es so gegangen? Aber zähl darauf, du wärest unglücklich geworden, und der Herr wird es auch, zähl darauf! Vielleicht aber betrügt eins das andere. Gehe jetzt in den Stall, sieh zum Muzschwanz; gib ihm Haber, mach, wie wenns dir ganz anständig ginge, und zähle auf mich, du wirst sehen, es kommt am besten so. Man kommt am besten durch die Welt, wenn man oft die Welt nicht merken läßt, wie es eim ist." „Du magst etwas recht haben", sagte der in der langen Zwiesprache etwas abgekühlte Uli, „aber wenn man nicht zuweilen ausdonnern könnte, es würde einem zuletzt versprengen. Es

gehörte sich, daß man einer solchen Täsche auch einmal die Sache sagte." „Das kannst du eben am besten, wenn du hier bleibst; da wird es sich dir wohl einmal viel besser schicken als heute. Und wenn du hättest den Weg müssen gehen, wo ich, so wüßtest du, daß man mit dem Ausdonnern wenig gewinnt. Ausdonnern heißt nicht: klug sein wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Die Not hat es mich gelehrt. Aber gehe jetzt, ich werde dem Herrn kücheln und brägeln müssen, und ich tue es ihm von Herzen gern." (Fortsetzung folgt).

Zum Erntedankfest

Der Arbeitsrhythmus der klingenden Sensen ist verstummt. Die Stoppelfelder sind umgebrochen; aus ihren schwarzglänzenden Furchen dampft neuer Schöpferodem in den kurzen Herbsttag.

Das ist die Zeit, da die dörflichen Kirchenglocken zum Erntedankfest laden. Und auch die Glocken der Stadtkirchen sollen das deutsche Volk in Stadt und Land zu dankender Einkehr und Selbstbeseinnung auf die Wurzeln unseres Lebens rufen.

Seit den Tagen der bitteren deutschen Not haben sich gewiß viele daran gewöhnt, auch unbedenklicher und leichtsinniger lebende Menschen, Erntedank zu halten. Nun aber geht die Zeit vollends zu Ende, in denen das Geschehen draußen auf den Aekern und in den Dörfern dem naturfernen Städter nebensächlich erschien. Wie Fabriken und Arbeiterheere, so sind auch Acker und Bauerntum der tragende Grund unseres Vater- und Kinderlandes. Deutschland wird vom Bauernblute in Bewegung gehalten, es hat sich unter seinem Führer zur Weisheit seines großen Staatsmannes des zweiten Reiches, Bismarck, zurückgefunden. Die zitielsichere Gegenwarts-politik eines Darree zielt in diese Richtung.

Unseres Volkes Bitte um Brot und Arbeit ist eine Frage an das Schicksal. Und das Schicksal gibt uns Antwort in der Ernte, in jedem Erfolg. Deshalb ist nach langen, bangen Erntesorgen Anlaß, der ewigen Schöpfermacht zu danken, die uns die Felder mit auskömmlichen Erträgen und die Arbeit unserer Hände mit Erfolg gesegnet. Seit Krieg und Knechtschaft und Wuchergeist uns die Portionen zuteilten, sind wir des Ueberflusses ja längst entwöhnt. Wir haben haushalten gelernt mit bescheidenem, kärglichem Gut, die endlose Liebe für einander begann bei uns zu erwachen. Bleibt uns Deutsche da etwas anderes als die Hoffnung, auch das Heute und Morgen zu überstehen bis die neue Saat ein neues Wachsen auf Frühlingsbeeten bringt und den Druck erleichtert?

Erntedank ist also nicht eine Sache allein der Bauern. Es wäre töricht, so das Volk zu zertrennen. Es ist die Sache jedes Einzelnen, weil es die Sache des ganzen Volkes ist, weil es die Sache des ewigen Geschickes ist. Wir danken für Sonne und Regen, für die gesegnete Saat, für die reife Ernte. Wir heben das Beste der Ernte hervor und weihen es, und wir feiern die Ernte. Kaufen wir in den Städten nicht das Brot, das Obst und jede Frucht? Könnten wir dabei des Dankes vergessen, wo es doch so beschämend wenig ist, einmal im Jahr zu danken, durch ein Fest zu danken?

Wir Menschen müssen alle den Weg des Kornes gehen, das in die Erde getan werden und verschwinden und zergehen muß, ehe denn die Saat sprießen kann, in alle Täler und Furchen der Erde. Und wir müssen wiederum uns grüßen lassen von den Urgewalten der Schöpfung, Sonne, Wind und Regen, welche die Geschicke der Völker gestalten. Unser Bitten und Danken macht des Brotes gewiß nicht mehr. Aber danken heißt denken, klar und richtig denken nämlich, daß wir letztlich nicht von unserer Hände Werk leben, sondern von dem, was uns in Fülle bereitet wird. Denken, daß wir nicht allein und wahrhaft leben von dem, was unsern Leib füllt, sondern von dem wahren Leben gesegneter Speise und geweihtem Trank. Danken heißt haushalten mit dem uns zugute gegebenen Leben. Wer vergeudet, verstoßt wider eherne Geseze. Wir haben das hoffärtige Wesen verlernt, das da wähnt, uns gehöre, was wir haben zahlen können mit dem toten Geld. Danken heißt opfern und geben. An dem Tische der Ernte sollen alle, auch die Vergeessenen und Verachteten satt werden. Es ist schändlich, wenn Menschen prassen, während Brüder, die doch ihre Brüder sind, hungern; es ist schändlich, wenn Völker in Wohlleben schwelgen, während ihre Nachbarn in Not leben.

Erntedank gilt es nicht nur mit rechtem Denken und Danken, nicht nur mit treuer Arbeit und unverdrossenem Geben, aufbau-



endem gegenseitigem Tragen und Helfen — Erntedank mit unserm Sein und Wesen. Wie die reife Frucht, schlicht und köstlich sollen wir sein unter unsern Brüdern und Einer des Andern täglich Brot werden. Alle, die Väter und Mütter, Männer und Frauen, Arme und Reiche, Herren und Knechte, Lehrer und Führer, Meister und Prediger. Unsere heilige Muttererde bittet um die Säemänner, die Gerechtigkeit in unserm Volke und zwischen den Völkern säen, um Liebe zu ernten. Unsere Muttererde schämt sich der traurigen Ernten vergangener Jahre und betet um einen schöneren Herbst, da neuer, lebendiger Hauch heilsamen Windes in goldener Lehrenfülle sich wiegt.

Wer Ohren hat zu hören in Deutschland, dem rufen die festlichen Stunden des Erntedankes einen Ernteruf zu, der uns durchschüttern soll bis ins Mark und Gewissen. Laßt uns die Ernte ehren, daß wir von ihr das Geheimnis echten Lebens erfahren! Horcht auf, Deutsche, was durch die Lüste jährt und verheißt wird am herbstlichen Sonntag! Also klagt es und mahnt es und verkündigt es über den ganzen deutschen Acker: Böse Ernte brachte böse Saaten; wir pflügen das Feld zu neuen, besseren Saaten!

Karl Troebels.

Erntezeit, fröhliche Zeit

Aus der Heidenmission

Ueber 25 Jahre haben sich in der Gegend nordöstlich des Tobasees die Missionare bemüht, das Evangelium zu verkündigen. Sie haben dafür gebetet und gearbeitet, und es schien lange, als sei alles vergeblich. — Jetzt ist die Erntezeit gekommen. 1933 wurden allein in diesem Gebiet 1090 Seelen getauft, und der Missionar von Siantar muß in 81 Gemeinden 32000 Christen mit Hilfe von Pandita und Lehrer betreuen. — Kürzlich erlebte er einen besonderen Freudentag. Ein ganzes Dorf trat geschlossen zum Christentum über: „Nachdem die Leute ein Jahr lang treu gelernt hatten, sollte bald die Taufe stattfinden. Kurz vor der Taufe baten etliche Männer den Lehrer und Pandita, wir möchten doch einmal ins Dorf kommen, sie wollten reine Bahn machen und die alten „Götter“ ausliefern. Beinahe die ganze Gemeinde von Dolok-Meradja zog an einem Sonntag nach der Kirche in jenes Dorf. Die da vorwiegige Kunst getrieben hatten, brachten die Bücher zusammen und verbrannten alles öffentlich. Ach, was kamen da alles für Sachen und Säckelchen zum Vorschein, selbst heiliges Del, heilige Lächer, alte Kappen, elender Plunder! Auf einer großen Matte des Dorfplatzes war alles versammelt. — Und als der Lehrer den Leuten vorschlug, alles zu verbrennen, willigten sie gerne ein und meinten: Wir wollen nur los von dem Alten; was Ihr damit tut, müßt ihr selbst wissen. — Der Lehrer meinte hernach, wenn alle Taufbewerber so reine Bahn machten, wie es diese Leute getan hätten, dann stände es in mancher Gemeinde besser, als es jetzt der Fall ist. —

Dort lebte auch eine Christin, die aus der Nachbargemeinde von Siantar in das Gebiet von Tanah-Djawa verzog, mitten in den Urwald. Es wohnten dort 10 Familien zusammen. Jene Frau war durch eine Frauensfreizeit vor 3 Jahren zur inneren Umkehr gekommen. Nun saßen die Leute im Urwald, den sonntäglichen Gottesdienst konnten sie nicht besuchen. Da versammelte die tapfere Frau die Frauen um sich und erzählte ihnen aus Gottes Wort, lesen kann sie nicht. — Nach 6 Wochen merkte sie, daß sie eigentlich nichts mehr zu erzählen wußte. Da machte sie sich auf den Weg und besuchte den Pandita-Bataf in Tanah-Djawa, um „Bohal“, Speise für ihre Seele zu holen. Nicht für sich allein; sofort gab sie das wieder weiter an den Sonntagen. — Und was die Missionare oft nicht fertig bekommen, das brachte diese Frau fertig. Sie ruhte nicht eher, bis die Männer in den Wald gingen und Balken und Bretter machten für einen kleinen Versammlungsraum. — Gegenwärtig sind die Zimmerleute dabei, dieses kleine Lokal, 8 m lang und 6 m breit, aufzurichten. — Der Missionar war zuerst dagegen, wieder eine kleine selbständige neue Gemeinde zu gründen und für ihre geistliche Versorgung sich Hilfe suchen zu müssen. Aber als er den Eifer und die Liebe der Leute sah, war er so erfreut, daß er gerne seine Zustimmung gab! — Ein alter pensionierter Lehrer geht nun jeden Sonntag hin und unterrichtet die Leute in Gottes Wort. Schon haben sich etliche Heiden ihnen angeschlossen. „Wenn ich die Frau sehe, muß ich immer an die Tabaa der Apostelgeschichte denken, die voll guter Werke war, die sie tat —“ so schreibt der Missionar Bergenstroth.

Deilus.

Die evangelischen Saarländer im Kampf um Glauben und Heimat

Der Abstimmungstag im Saargebiet rückt immer näher. Um so brennender auch unser Interesse für unsere Brüder und Schwestern dortselbst. Wir hegen zu ihnen das felsenfeste Vertrauen, daß sie auch diesmal ihren Wahlspruch in die Tat umsetzen: Deutsch die Saar immerdar!

Die Geschichte der Saarländer, insbesondere der Evangelischen unter ihnen, gibt uns ein Recht zu solcher mutigen Zuversicht. Es ist ja bereits das dritte Mal, daß Frankreich versucht, dies an Bodenschätzen wie an Natur Schönheit, vor allem aber an treuer, fleißiger Bewohnerschaft reiche Land sich anzueignen.

Das erste Mal unternahm der französische König Ludwig XIV. dieses Wagnis. Er bediente sich zur Ausführung seiner Pläne des französischen Bischofs von Metz. Um so williger ging dieser gegen das Saarland vor, als ihm auf diese Weise Gelegenheit geboten wurde, die dort vorherrschende Ketzerei Luthers wenn nicht auszurotten, so doch empfindlich zu schädigen. Es sollte im Saarland künftig „von deutschen Grundsätzen weder auf weltlichem noch auf geistlichem Gebiet die Rede sein“. Allein die Gräfin Eleonore, die Witwe des Grafen Gustav Adolf, der gegen die Franzosen vor Straßburg gefallen war, stellte sich entschlossen solchen Plänen entgegen. Auch als man ihr drohte, man würde „nicht allein die Grafschaft einziehen, sondern auch alle evangelischen Kirchen zu der römisch-katholischen Religion herüberziehen, falls sie sich widerständig zeigen würde“.

Gräfin und Landeskinder wollten sich der Väter würdig beweisen. Diese hatten bereits im Jahre 1575 die Messe abgeschafft. Im 30-jährigen Kriege erduldeten sie viel Leid um ihres evangelischen Glaubens willen von schwedischen und kaiserlichen Heeren. 9 Jahre nach dem Friedensschluß von Osnabrück und Münster (1648) schrieb ein Pfarrer über den Zustand des Landes: „Das Land ist ohne Leute und die Kirchen ohne Prediger gelassen worden. Ja aus vielen Kirchen sind Kühe-, Pferde- und Schweineställe gemacht worden. Noch heutzutage (1657) wird ein großer Mangel an Leuten sowie an Predigern gespürt“. Es geschah also nichts, das noch nicht dagewesen wäre, als nun 1680 die französische Besatzung begann, evangelische Pfarrer ohne erhebliche Ursache mit Weib und Kind, Knecht und Magd, Hab und Gut, jedoch mit Hinterlassung eines Kindes über 7 Jahren aus dem Lande zu verjagen. Die Gräfin Eleonore nahm diese Kinder zu sich, noch ehe die Eltern ihr Pfarrhaus verlassen mußten. Außerdem wurden den Gemeindegliedern Galeerenstrafen, Einkerkierung, Abschneiden von Nasen und Ohren angedroht. Kinder aus Mischhehen sollten in französische katholische Schulen gezwungen werden. Allein weder Städter noch Bauern ließen sich ihren Glauben nehmen. Der Bischof erreichte genau das Gegenteil dessen, was er sich vorgenommen: je mehr Bedrückung, um so mehr Treue zu Glauben und deutschem Mutterland! Auf's Ganze gesehen blieb der Kern des Saarlandes evangelisch. Engste Verbindung hielten die saarländischen Kirchengemeinden mit denen in Nassau, damit sie allezeit genährt würden von dem Leben der Kirche im großen deutschen Vaterlande, Blüten und Früchte zeitigten als Zweige an diesem großen Baume. Mochte auch der Ryswicker Friede 1697 ihnen nicht alle Wünsche erfüllen, vielmehr ihnen manches Schwere zu tragen aufgeben — das Eintreten des Kurfürsten Friedrichs III. von Brandenburg half ihnen, die französischen Uebergriffe von sich abzuschütteln.

So hatte das Saarland bis zum Jahre 1793 verhältnismäßig Ruhe. Da aber begannen die Wogen der französischen Revolution auch in die stillen Täler an der Saar einzudringen. Damit fing der zweite Versuch Frankreichs an, das deutsche Saarland sich einzuverleiben. Das Fürstenhaus wurde vertrieben. Die neuen Herren wollten von Gott und Gottes Wort nichts wissen. In Paris wurde beschlossen: nicht nur die christlichen Feste, auch der christliche Glaube ist abgeschafft! Da erschreckten sich französische Soldaten, in die Saarbrücker Kirchen mit brennenden Pfeifen zu gehen. Während des Gottesdienstes spazierten sie in den Gotteshäusern herum und belästigten Frauen und Mädchen. Sie äßten die Geist-

Soest
Stadtarchiv

Film-Nr. 113/1987

Bestandsbezeichnung Der Tag des Herrn

Bestandssignatur A 3

810

lichen nach und ebenso die Paten bei der Taufe. Der Unfug wurde schließlich so stark, daß die Geistlichen die Kirchen lieber schlossen. Wieder wurden einzelne Geistliche besonders drangsaliiert. Einer von ihnen erklärte: „Ich will mit meiner Gemeinde geplündert werden, leben und sterben, was mir auch die Preußen sagen mögen, um mich zur Flucht zu bewegen. Denn ich glaube, es ist keine Kunst, eine Gemeinde, wenn sie keines Trostes bedarf, zu trösten und bei ausreichender Besoldung in Ruhe und Frieden bei ihr zu leben. Aber ich glaube, daß sie im Jammer und Elend, das nun im reichen Maße über sie ausgegossen ist, des Trostes und der Gegenwart eines Trösters bedarf.“ Ferner wurde das Läuten der Kirchenglocken verboten. Weshalb? Den preußischen Truppen konnten dadurch Zeichen gegeben werden! Ja, zwei völlig unschuldige Landleute wurden enthauptet, weil sie den Preußen Nachrichten hätten zukommen lassen. Bei einem von diesen drängte es mit der Hinrichtung angeblich so stark, daß nicht mal mehr Zeit sei, ihm das heilige Abendmahl zu reichen!

Allein auch damals verloren unsere Brüder von der Saar nicht den Mut und den Humor. Als am Ostermorgen 1794 die Franzosen in Saarbrücken aufwachten, hing hoch in der Spitze ihres Freiheitsbaumes eine tote Kacke, und vom Turm der reformierten Kirche, aus der sie einen „Tempel der Tugend“ gemacht hatten, war die Trikolore verschwunden. Wer war es gewesen? Das haben die Häfcher nie erfahren.

Im Jahre 1802 versprach Napoleon Bonaparte den evangelischen Gemeinden an der Saar die Sicherung ihres Bestandes. Aber er knüpfte eine schwere Bedingung an diese Zusage: auch in ihren Kirchen sollten die Staatsgottesdienste abgehalten werden, die er (der französische Kaiser) befehlen würde. Welche Freude, als 1814 der Korse besiegt war. Da vereinte die Ludwigskirche in Saarbrücken eine ihrem Gott aus tiefstem Herzen dankbare Gemeinde. Die Predigt hielt der Urgroßvater des uns allen bekannten Vorkämpfers für die Freiheit der Saar, des Kommerzienrates Köchling. Am 11. Juli 1815 machten die Saarbrücker eine Eingabe an den preußischen Kanzler von Hardenberg: „In dem unbegrenzten Vertrauen auf den Mann, den die Vorsehung zur Stütze der preußischen Monarchie erkor, hoffen wir, daß die den Preußen durch Sitte, Sprache, Religion und Gesinnungen so verwandten Saarbrücker eines allernüchternsten Blickes des besten der Könige gewürdigt werden.“ Daß die Bewohner eines Landes von sich aus die Loslösung desselben (hier des Saarlandes) von einem anderen (hier von Frankreich) betrieben, war wohl das erste Zeichen, daß Menschen eines Stammes sich ihres Selbstbestimmungsrechtes bewußt wurden. Also nach Preußen wollten die Menschen des Saargebietes, obwohl ihr Land unter bayrisch-österreichischer Verwaltung stand, seitdem die Franzosen verjagt waren.

Die Anstrengungen führten zum gewünschten Erfolg. Am 30. November 1815 fand die Huldigung statt. In der Predigt führte der Geistliche aus: „Wir waren Fremdlinge in unserem Lande. Die deutsche Bürgerschaft sollte dem Fremden zinsbar sein. Unsere herrliche deutsche kraftvolle Sprache und mit ihr unser treuer deutscher Sinn sollte vertilgt, unsere Gewissenhaftigkeit verlacht und verspottet, sollte mit Gleisnerei, Arglist und Falschheit vertauscht werden. Ein Deutscher zu sein, deutsche Gesinnung zu äußern, einen deutschen Freund zu haben, war für den geborenen Deutschen strafwürdiges Verbrechen. Diese Fesseln sind nun alle zerbrochen. Jetzt, da man aufgehört hat, von französischem Glück, von französischer Freiheit und französischer Ehre zu sprechen, jetzt ist wieder für den deutschen Bewohner bei deutschem Sinn wahres Glück zu erlangen, welches nicht in Flitterpracht besteht, sondern auf treuer Pflichterfüllung sich gründet. Wir werden die Früchte des Friedens genießen, Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit, Religion und reine Sitten, Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe werden wieder emporblühen.“ Der Volksmund aber sang:

„E'häfcht (es heißt) widder: E Wort isch e Mann!
Un Ehrlich is nemme e Schann;
Die Luthrische sin wedder owne;
Uff Kirche un Schule un Zucht
Werd widder gelut (geschaut) un mer sucht
Nach widder mehr denne do drowne.“

Die Hoffnungen der Saarländer, die sie auf Preußen gesetzt, erfüllten sich in jeder Weise. Die Industrie nahm einen mächtigen Aufschwung. Die Bevölkerungszahl stieg bei den Evangelischen von 25 000 im Jahre 1825 auf 183 000 im Jahre 1933. Und sie machen heute nicht mehr die Mehrzahl, sondern nur ein Viertel der Einwohnerschaft aus! Der Gustav-Adolf-Verein half nach Kräften, die stets sich steigenden Ansprüche an Errichtung neuer Gemeinden und gottesdienstlicher Stätten, an Anstellung von Pfarrern, Diakonen, Schwestern zu befriedigen.

Welch ein Schlag, als durch den Schandvertrag von Versailles die Saar auf 15 Jahre von Preußen, von Deutschland losgerissen wurde. Dies war der dritte Versuch der Franzosen, das Saargebiet sich anzugliedern. Die Feinde begnügten sich nicht mit der wirtschaftlichen und politischen Trennung der Saar von Preußen und Deutschland. Bald nach dem Einrücken der Franzosen verlangten sie von dem Superintendenten D. Nold in Saarbrücken: Loslösung von der rheinischen Kirche und der preußischen Landeskirche. Im Frühjahr 1919 wurde dann gedroht: künftig darf kein Pfarrer angestellt werden, der nicht in Straßburg studiert hat. In Straßburg aber waren die deutschen Professoren vertrieben worden und mit Dreck beworfen. Nur dem unerschütterlichen Widerstand der Kirchenleitung ist es zu verdanken, daß der französische Kommandant nicht seine immer stärker erhobene Forderung durchdrückte: an der Saar soll eine selbständige evangelische Kirche gegründet werden! Was hätte aus diesem Zwergkirchengebiet auch wohl werden sollen, wenn die rheinische Kirche ihren Gliedern an der Saar nicht mehr die Tore ihrer Anstalten öffnete? Wenn deren geistiges Leben nicht mehr von dort befruchtet wurde? Der Vertreter der französischen Militärverwaltung, Oberst Hückendubler, verschloß sich diesen Tatsachen auch nicht. Er berichtete an den kommandierenden General Mangin in Mainz: „Ich erachte es für unmöglich, die volle und einfache Trennung der Saargebiete von der rheinisch-westfälischen Landeskirche auszusprechen.“ Allein der französische Feldgeistliche Maluski richtete eine Eingabe an die gleiche Stelle; er stellte die Möglichkeit als vorliegend hin, daß die Trennung von der rheinisch-westfälischen Kirche den Saargebieten gerade zum Segen ausschlagen würde. Denn unter dem Druck der Not würde neues geistliches Leben in ihr erwachen. Außerdem folgte der französische Geistliche: nachdem das Deutsche Reich zu Gunsten des Völkerbundes auf die Verwaltung des Saargebietes verzichtet hat, muß auch die protestantische Staatskirche auf die Kirchengemeinden des Saargebietes verzichten. Es war dies derselbe Geistliche, der bereits mit der Sprengung der Koblenzer Rheinbrücke gedroht hatte. Allein seine Drohungen prallten an der Vaterlandstreue der Kirchenführung wirkungslos ab. Und mochte auch General Mangin sich der Ansicht Maluskis anschließen: „Die Generalsynode als oberste geistliche Behörde der Lutheraner von ganz Preußen darf keine Autorität mehr über die Synoden und Pfarreien der Saar behalten... Die unverzügliche Trennung des Saargebietes von Preußen und Bayern in allen Zweigen der Verwaltung muß ins Auge gefaßt werden“ — die führenden Männer unserer Kirche wankten nicht.

Da kam es ihnen sehr zu gute, daß im Februar 1920, anstelle der französischen Militärherrschaft eine Regierungskommission des Völkerbundes trat. Diese Behörde versprach Aufrechterhaltung der religiösen Freiheiten. Nach schwierigen Verhandlungen erklärte sie auch, sie wolle sich mit einem staatlichen Aufsichtsrecht über die Kirchengemeinden begnügen. Welche Bedeutung dieses Verbleiben der Kirchengemeinden bei unserer Landeskirche gehabt hat, wird erst eine spätere Zeit ganz zu ermessen vermögen.

In dem Widerstand gegen die Maßnahmen zur Entfremdung der deutschen Saarbevölkerung von der deutschen Heimat stand das evangelische Pfarrhaus stets in vorderster Front. Gern wurden in diesem Kampf Opfer gebracht. Als z. B. der französische Franken von der Regierungskommission eingeführt war, um die deutsche Währung zu verdrängen, verdiente ein Pfarrer zeitweilig den zehnten Teil eines Gehaltes, das ein Grubensteiger bezog, der in Franken ausgezahlt wurde. Insbesondere protestierten die Synoden wieder und wieder ge-



572



MADE IN GERMANY

gen das Verbrechen an deutschen Kindern, daß man sie in französische konfessionslose Schulen zwingen wollte.

Der letzte Vers des Saarliedes lautet:

Ihr Himmel hört!
Das Saarvolk schwört,
Laßt uns es in den Himmel schrein:
Wir wollen niemals Knechte sein!

Der 13. Januar 1935 muß unserer deutschen Saar wieder die Freiheit, die Rückkehr ins Mutterland bringen! Dazu verheißt ihm Gott in Gnaden!
Klencker.

Aus unseren Gemeinden

— Soest. Auf die Sonntag, den 7. Oktober, nachmittags 5 Uhr, im Evang. Vereinshaus stattfindende Versammlung mit Vortrag „Volk und Evangelium“ und allerlei deklamatorischen, gefanglichen Darbietungen sei schon jetzt einladend hingewiesen.
v. Renne.

— Thoma Gemeinde. Wegen der großen öffentlichen Erntedankfeier kann die Feier des hl. Abendmahls nicht am gleichen Tage stattfinden, sondern 14 Tage später; es ist zugleich der zweite Abendmahlsang der diesjährigen Konfirmanden.

Aus Kirche, Schule und Leben

— Schülerpreisausschreiben zum Erntedanktag. Um die Schicksalsverbundenheit des deutschen Volkes mit dem Bauerntum zu zeigen und um auf die staats- und volkspolitische Bedeutung der Ernährungsfreiheit durch wachsende Selbstversorgung hinzuweisen, veranstaltet der Reichsunterrichtsminister aus Anlaß des diesjährigen Erntedanktages im Einvernehmen mit dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda ein Schülerpreisausschreiben über folgende Themen: „Stadt und Land — Hand in Hand“, „Elaenes Brot auf deutscher Scholle“, „Unser täglich Brot“. Für die Preise steht ein Betrag von 2000 RM zur Verfügung. An dem Ausschreiben können sich alle Schüler und Schülerinnen vom 12. Lebensjahr an aufwärts beteiligen. Die Themen sind als Hausarbeit zu behandeln. Bei der Beurteilung der Arbeiten ist zunächst das Alter des Schülers zu berücksichtigen. Die als geeignet erscheinenden Arbeiten sollen den Schulaufsichtsbehörden eingereicht werden, die ihrerseits die besten Arbeiten an die Kreisverwaltungspräsidenten bzw. Oberpräsidenten abgeben. Die besten der in den Bezirken und Provinzen verfaßten Arbeiten sollen dem Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung bis zum 1. November vorgelegt werden.

— Gefängnisstrafe für Ehebruch. Ein Königsberger Gericht fällt ein Urteil, das einen deutlichen Bruch darstellt mit der früheren milden Strafpraxis in Ehebruchsachen. Auf die Anzeige seiner von ihm geschiedenen Ehefrau hin wurde ein Mann zu einem Monat Gefängnis und das Mädchen, mit dem er ein ehebrecherliches Verhältnis unterhält, zu zwei Wochen Gefängnis verurteilt. In solchen Fällen wurde früher gewöhnlich nur die Mindeststrafe von einem Tag Gefängnis verhängt. Wenn „Neues Volk“ werden soll, kann das nur auf dem Wege des Gefühlswandels geschehen. Daß dieser nicht durch Gesetze erreicht werden kann, ist klar. Aber einem Volke, in dem 15 Jahre lang hemmungslos Zerschlagungsarbeit getrieben wurde, für deren Erfolg die Geschlechtssmoral, insbesondere die Stellung zur Ehe ein durchaus zuverlässiger Gradmesser ist, kann durch Verbote allein zunächst noch nicht geholfen werden. Es muß für die Unbelehrbaren und die Schwachen das drastische Beispiel der Strafe hinzukommen. Es muß sichtbar und fühlbar werden, daß es dem Staate heiliger Ernst ist mit der Durchführung seines Willens. Es muß deutlich werden, daß die Zeiten vorbei sind, wo das Gesetz nur dazu war, übertreten zu werden, ja, wo das zum Sport und Gesellschaftsspiel wurde. Erst wenn Gesetz und Wille des Staates jedem Einzelnen zur selbstverständlichen sittlichen, d. h. freiwilligen Verpflichtung geworden ist, erst da ist „Neues Volk“. Der Weg dahin ist leider noch markiert durch die Notwendigkeiten von Urteilen, wie das obenangeführte.

Aus Welt und Zeit

Der Einzug der Bolschewiken in Genf hat sich nicht gerade zu einem Triumphzug gestaltet. Trotz der Bemühungen Barthous, den andern Staaten die Mitarbeit Rußlands im Völkerbund als notwendig hinzustellen, hat er doch nicht die bei vielen gegen Rußland bestehenden Bedenken zerstreuen können. Man weiß es eben, daß Rußland ein Janus-Antlitz trägt — ein doppeltes Gesicht. Die diplomatisch-verbindlichen Züge sind der offiziellen Umwelt zugekehrt, während die weniger sympathischen Züge des Weltkommunismus aus den roten Terrorwellen hervortreten, mit denen Rußland die Welt zu übersetzen bemüht ist. Kein Tag vergeht, an dem nicht dieses doppelte Angesicht Rußlands sichtbar wird. Erst kürzlich ist ein Manifest erlassen, aus dem hervorgeht, daß die Welt nach dem Willen Rußlands an der Schwelle der zweiten Tour der Revolutionen und Kriege stehe. Dabei sind besondere Anweisungen ergangen, um die Armeen aller bürgerlichen Staaten zu zerschlagen. Aus Schweden wird be-

richtet, daß diese Tätigkeit unter Duldung der dort einflußreichen 2. Internationale schon gefährliche Formen angenommen habe. In den erlassenen Anweisungen heißt es, der Haß gegen die Söldnertruppen der herrschenden Klasse müsse in der Arbeiterjugend geweckt werden. — Und wie denkt Rußland selber über den Völkerbund? Man muß sich eine Stimme des Exekutivkomitees der Dritten Internationale in Erkennung rufen, in der es hieß: „Der Völkerbund, an dessen Wiege der Meher Clemenceau stand, ist vor aller Welt als Räuberbund entlarvt, der die vielen Millionen der werktätigen Menschen Europas ans Kreuz schlägt.“ Man mag sich gleichzeitig daran erinnern, daß das der französischen Regierung nahestehende Blatt „Temps“ einmal schrieb: „Der Völkerbund und die bolschewistische Regierung sind zwei Einrichtungen, die nicht miteinander leben können.“ Jetzt hat sich solche französische Meinung sehr geändert. Oder ob der Freund der Sowjet-Union, Herr Barthou, meint, daß es in Zukunft seiner Seelsorge gelingen werde, Rußland von der Wahnidee zu heilen, die Welt mit seinen zweifelhaften Kräften durchsetzen zu müssen??

Durch Polens Vorgehen in Genf in der Frage des Minderheitenschutzes ist deutlich geworden, welchen Wert internationale Verträge haben, wenn sie unter Zwang zustande gekommen sind. Polen hat sich seinerzeit damit einverstanden erklären müssen, den Völkerbund als Garanten des Schutzes fremder Minderheiten innerhalb seines Staatsgebietes anzuerkennen. Das war eine Bedingung bei der Aufrichtung des polnischen Staates gewesen. Je mehr Polen selbständig wurde, um so mehr empfand man diese Bestimmung in Warschau als unerträglichen Zwang. Nun hat die Warschauer Regierung zwar die Forderung nach einer gleichmäßigen Ausdehnung des Minderheitenschutzes auf alle Mitgliedsstaaten des Völkerbundes in den letzten Jahren mehr als einmal vertreten. Ueberraschend war dagegen die ultimative Form, in der diese Forderung jetzt wiederholt wurde. Polen hat nun zwar darauf verzichtet, in Genf auf eine Abstimmung über seinen Antrag zu bestehen, weil man sich in Warschau von vornherein darüber klar war, daß man die nötige Mehrheit nicht erhalten würde, aber Polen will doch, wie aus einer Mitteilung eines Freundes des polnischen Außenministers an einen englischen Korrespondenten hervorgeht, eher den Völkerbund verlassen, als in der Minderheitenfrage auch nur um einen Zoll zurückweichen. Daß Polen in dem Augenblick des Eintritts Rußlands in den Völkerbund seine Forderungen auf größere Selbständigkeit so hoch betont, soll auch zum Ausdruck bringen, daß es unter keinen Umständen eine Unterordnung unter eine russisch-französische Einheitsfront will. Die Form, in der Polens Außenminister Beck die Durchführung der weiteren Ueberwachung der Minderheiten seitens des Völkerbundes einfach abgelehnt hat, zeigt die Stärke und Bedeutung des Völkerbundes, der dann hilflos erscheint, wenn ihm eine ernsthafteste Schwierigkeit erwächst.

Ein sehr schwieriges Problem ist für die Vertreter in Genf die österreichische Frage. Man ist der Ansicht, daß Oesterreich aufhören würde, der Unruheherd in Mitteleuropa zu sein, wenn man seine Unabhängigkeit, d. h. in Wirklichkeit seine Abhängigkeit von den Staaten, die eine deutsche Lösung der österreichischen Frage nicht wünschen, durch einen anderweitigen Garantiepakt sichert. Man vergißt dabei in Genf freilich ganz, daß die österreichische Frage ihrer Lösung wesentlich näher gebracht würde, wenn man sich entschließen könnte, eine Regierung zu schaffen, die wirklich vom Vertrauen des Volkes getragen wäre.

Seit August 1933 sind in Deutschland rund 300 000 Ehestandsdarlehen gewährt worden. Staatssekretär Reinhardt bezifferte auf dem Reichsparteitag in Nürnberg die Entlastung des Arbeitsmarktes durch das Gesetz zur Förderung der Ehe-schließungen auf 400 000 Arbeitskräfte. Das kommt einer Verminderung der Arbeitslosenhilfe um jährlich 200 Millionen RM gleich. Die Ehestandsdarlehen sollen so lange gegeben werden, als es heiratsreife Volksgenossinnen im Arbeitsmerstande in Deutschland gibt.

Die Neuordnung der deutschen Außenhandelswirtschaft, die vom Reichsbankpräsidenten und Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht in Leipzig angekündigt wurde, ist bereits Gesetz

Soest
Stadtarchiv

Film-Nr. 113/1987

Bestandsbezeichnung Der Tag des Herrn

Bestandssignatur A 3

812

geworden. 25 Ueberwachungsstellen erfassen sämtliche in Betracht kommenden Einfuhrwaren. Um die Einfuhr in Ueber-einstimmung mit den Zahlungsmöglichkeiten zu bringen, sind die Ueberwachungsstellen gleichzeitig Devisenstellen. Für Kaf-fee ist übrigens schon Mitte Juni die Anordnung ergangen, daß Devisen für seine Einfuhr nicht mehr zur Verfügung ge-stellt werden, daß vielmehr die Einfuhrbewilligung nur bei Nachweis eines Austauschgeschäftes gegeben wird. Die seit der Neuregelung abgeschlossenen Geschäfte beweisen durchaus die Richtigkeit der Auffassung von Dr. Schacht, der nach seinen mehrfachen Äußerungen im Austauschgeschäft noch große Möglichkeiten für die Ausweitung der deutschen Ausfuhr sieht. Deutschlands Gegenlieferung besteht übrigens neben fertigen Waren mannigfacher Art hauptsächlich in Kohlen. Nach Brazi-lien, das uns neben Mexiko den meisten Kaffee liefert, gin-gen in den ersten sieben Monaten dieses Jahres 180 000 Ton-nen Kohlen.

18. Sonntag nach Trinitatis

Sammlung zur Abhilfe dringender Notstände der evang. Kirche, besonders in den Zerstreuungsgebieten.

Gottesdienste in Ostfönnen und Meiningsen.

Ostfönnen: Morgens 9 1/2 Uhr Gottesdienst.
Meiningsen: Morgens 10 Uhr Gottesdienst.

Kirchengemeinde Bad Sassendorf.

Morgens 9 1/2 Uhr Gottesdienst. 10 1/2 Uhr Kindergottesdienst.
Mittwoch nachm. 2 Uhr Frauenhilfe.
Mittwoch abend 8 Uhr Jungmädchenbund.
Donnerstag abend 8 1/2 Uhr Kirchenchor.

Kirchengemeinde Neuengeseke.

Neuengeseke: Morgens 9 1/2 Uhr Gottesdienst.
Donnerstag 3 Uhr Frauenverein.
Ballinghausen: Morgens 11 1/2 Uhr Gottesdienst.

Pfarrkonvent

Mittwoch, den 3. Oktober, Nöthenst. 19
Balle.
Im Verhinderungsf. Nachricht erbeten.

Petrimännerverein!

Mittwoch, 3. Oktober, abends 8 1/2 Uhr
Vortrag von Direktor Dr. Oberbeck-
mann über seine Schulfahrt durch
Ostpreußen.

Bei Husten, Lungen-Ästhma, Verschlei-
mung hilft

Husta-Glyzin

Ärzte und Professoren geben die besten
Urteile. — Flasche RM. 1.— u. 1,65
Drogerie R. Giesenbauer
Soest, neben der Deutschen Bank.
Ruf 962.

Kreisverband der Frauenhilfe.

Jahresversammlung auf dem Schützenhof in Soest
am Mittwoch, dem 10. Oktober 1934, nachm. 3 Uhr.
Hauptvortrag: Frau D. v. Lilling: Die evang. Frau in Volk und Kirche
in der Gegenwart.
Schlußwort: Frau Belgie, Vikarin des Gesamtverbandes der Frauenhilfe.
Mitwirkung des Posaunenquartetts aus dem Pfarrhaus Siebold in Berge.
Kaffeearten zu 40 Pfg. sind bei den Frauenvereinen zu haben. Mund-
vortrag bitte mitbringen. Zu zahlreicher Beteiligung wird freundl. eingeladen.

Reichhaltige Auswahl an

Briefpapieren

mit und ohne Namensaufdruck

Papiere mit aufgeprägten Buchstaben von
RM 1.— an

Max Hoffmann, Buchdruckerei, Soest
Thomästraße 24.

Briefumschläge Rechnungsformulare

erhalten Sie schnellstens in der
Buchdruckerei Max Hoffmann
Soest, Thomästr. 24.

Freiwilliges, ehrliches Mädchen

für Geschäftshaus zum 1. oder 15.
Oktober gesucht.
Zu erfragen i. d. Geschäftsstelle d. Bl.

Suche für sofort besseres Mädchen

nicht unter 25 Jahren, welches selbst.
den Haushalt (4 erw. Pers.) führen
kann und Lust hat, sich nachm. in
einem Geschäft zu betätigen. Angeb.
mit Zeugnis unter Z.F. an die Ge-
schäftsst. d. Bl.

Täglich schönste Modenschau

in meinen Spezialabteilungen. Was Sie sehen
möchten: Neue Stoffe für Mäntel und Kleider;
moderne Konfektion, Kleider, Mäntel, Kostüme,
Blusen u. Pullover, alles wird Ihnen gern gezeigt.
Sie werden immer in Ruhe bei mir wählen
können und gerade das finden, was Sie am
besten kleidet. Bitte lassen Sie sich mit der Mode
näher bekannt machen durch einen Besuch bei

W. Müller jr.
AM MARKT UNTER DEN BÄUMEN

Der Herbst ist da!

Zögern Sie nicht mit der
Anschaffung des neuen

Winter-Mantels

Unsere Auswahl ist gross
Unsere Preise sehr niedrig

Gebr. Weimann, Soest